



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Wahrheit über die Katastrophe von Jena. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

werden müssen. Die Kirche aber würde sehr gerne den Lehrer entlasten und besondre Klüster in ihren Dienst stellen. Es wird dies gewiß auch im Laufe der Zeit geschehen; der Staat wird seine Lehrer besolden, die Kirche die Klüster und Glöckner. Aber unumgänglich erscheint es, daß für die letztern die ursprünglich dazu ausgeworfenen Besoldungen freigegeben werden.

Wenn endlich vor zwei Jahren eine andre Kasseler Lehrerversammlung einstimmig forderte, den jungen Lehrern solle aufgegeben werden, statt sechs Wochen ein volles Jahr als Einjähriger des Königs Rock zu tragen, weil hierdurch das Ansehen des Lehrerstandes wesentlich wachsen würde, so halten wir das für unpraktisch und für den Ausfluß eines krankhaften Ehrgeizes. Der letztere tritt auch sonst manchmal zu Tage. Viele Eltern junger Lehrer sind über jenen Antrag lebhaft erschrocken, denn die Mittel des Bauern und des Lehrers, der seinen Sohn wieder fürs Lehramt vorbereiten läßt, reichen oft kaum soweit, daß die Kosten für die Präparandenschule (2—3 Jahre) und den Aufenthalt auf dem Seminar (3 Jahre) ohne Anleihe bei andern bestritten werden können. Solche thörichte Wünsche sollen uns aber nicht abhalten, dem Stande der Lehrer und ihren Desiderien Wohlwollen und freundliche Beachtung entgegenzubringen.



Die Wahrheit über die Katastrophe von Jena.

2.



Die Frage nach den Ursachen der Niederlage, die Preußen 1806 erlitt, ist mit den Auszügen aus der Goltzschen Schrift, die wir im letzten Hefte brachten, noch nicht genügend beantwortet. Im folgenden führen wir den Lesern die weiteren Ursachen des Falles des alten preussischen Staates vor Augen, indem wir hinsichtlich des Details wieder auf das Buch selbst verweisen.

Obenan steht unter jenen Ursachen eine Politik, welche in den Jahren 1805 und 1806 die ärgsten Mißgriffe beging. Nur unerhörte Verblendung konnte Hardenberg und Haugwitz einem Manne wie Napoleon gegenüber daran denken lassen, aus der damaligen Krisis Gewinn einzuheimsen, ohne das Schwert zu ziehen und ihn zu erkämpfen. Als dann im Januar 1806 der größte Teil des preussischen Heeres auf Friedensfuß gesetzt und in die Garnisonen heimgeschickt wurde, während die Franzosen noch in Süddeutschland standen, liefert

man sich dem mißtrauisch gemachten Gegner in unvorsichtigster Weise aus, und als man im August sich zum Kriege entschloß, weil ein Überfall vor der Thüre stand, war es zu spät. Man hätte schon 1805 losbrechen sollen. Alle Einsichtsvollen im Heere hatten das begriffen, die Masse fühlte es instinktmäßig heraus. Man war nicht hinreichend vorbereitet, man ergriff halbe Maßregeln, man zog mit düstern Ahnungen, in einer krankhaften Stimmung zu Felde, die sich aus Mißtrauen in die oberste Leitung, Reue über die verlorene Gelegenheit und fieberhafter Hast, das Versäumte um jeden Preis nachzuholen, zusammensetzte und in der Zuversicht auf die Tüchtigkeit der Truppen schon deshalb kein genügendes Gegengewicht fand, weil der Feind die Überlegenheit der Zahl für sich hatte. „Daher die Angstlichkeit in der Heerführung, die nur ganz sichere Schritte thun wollte und die halbgethanen immer wieder zurückzog. . . Diese Politik, diese Heerführung, die unglückliche Zusammensetzung des Hauptquartiers, die geringe numerische Stärke der Armee waren die hauptsächlichsten äußern Ursachen der Katastrophe.“

Ausführlicher bespricht v. d. Goltz die Ursachen der innern militärischen Schwäche des damaligen Preußen, und zwar weist er an erster Stelle auf den Einfluß des frivolen, unpatriotischen, kosmopolitischen Geistes hin, der die Aufklärungszeit charakterisirte und sich nach der Niederlage in entsprechender Weise äußerte. Statt eines entrüsteten Nationalgeföhls gewährte man fast allenthalben Gleichgiltigkeit, bisweilen sogar Schadenfreude und vielfach ehrlose Unterstützung des Siegers von seiten der Besiegten. Nirgends beinahe auch nur passiver Widerstand, allenthalben die Möglichkeit für die Franzosen, den Verwaltungsapparat des Staates mühelos für ihre Zwecke zu benutzen. Manches wurde hier erzwungen, groß aber war die Anzahl der freiwilligen Anbeter des Erfolgs. Die Presse betrachtete die Ereignisse so gleichmütig, als ob es sich um einen Krieg in Hinterindien handelte, sie pries den Kaiser als Helden, lobte seine Großmut und Herablassung, die Beredtsamkeit seiner Proklamationen, rühmte die Trefflichkeit seiner Armee und den Edelsinn der französischen Nation. Präsident, Bürgermeister und Rat von Berlin trieben ihren Eifer für die Sache der fremden Eindringlinge soweit, daß der französische Gouverneur ihn zügelu zu müssen glaubte.

Wie hatte es dahin kommen können? Zunächst rächte sich jetzt die Bevormundung, unter welcher Friedrich Wilhelm I. und dessen großer Sohn Preußen gehalten hatten. Sehr bedeutendes war damit geleistet worden, aber andererseits hatten Volk und Beamte sich gewöhnt, in allem von obenher geleitet zu werden, und so zeigten sie sich hilflos, als sie dieser Leitung entbehren mußten. Auf den siebenjährigen Krieg ferner mit seiner Anspannung aller Kräfte war naturgemäß eine starke Erschlaffung im Handeln gefolgt. Friedrichs Strenge hielt freilich die Lebensgeister noch rege, aber unter dem milden Regimente nach ihm konnte man sich gehen lassen. Friedrich Wilhelms III. Regierung war eine

nach damaligen Begriffen entschieden liberale. Der König war stets darauf bedacht, seinen Unterthanen mehr zu geben als von ihnen zu fordern, die Lasten zu erleichtern und den Bürger gegen Beamtenwillkür und andre Ungebühr zu schützen. „Freiheit und Aufklärung, sagt Clausewitz, schien den verschiedenen Kabinettsräten, welche für die Angelegenheiten des Innern einander folgten, die hauptsächlichste Pflicht ihrer Stelle, und sie sahen sich daher als eine Art von Volkstribunen an, die, neben den Thron gestellt, den aristokratischen Sinn des ablichen Ministeriums im Zaume halten und die Regierungsgewalt im Sinne der Zeit fortschreiten lassen mußten.“ Dazu kam die aus Frankreich stammende Schwärmerei für gleiche Rechte aller Menschen und für die Würde des Individuums, das unter dem großen Friedrich neben dem Staate sehr wenig gegolten hatte. Nur die Persönlichkeit sollte jetzt etwas sein, nicht Stellung und Herkommen, und es war guter Ton, von letzterm nichts zu wissen. „Aufklärung,“ „bieder“ und „würdig“ waren allgemein beliebte Begriffsbezeichnungen. Man erwiderte den „biedern Gruß“ eines Freundes, die Offiziere, welche ihren neuen Regimentschef mit einem Festgedicht empfingen, nannten sich seine „biederer Söhne,“ der alte Möllendorf adelte die gesamte Nation mit dem Epitheton „bieder,“ und ebenso war jedermann aus dem Volke „würdig,“ während es in Deutschland kaum je eine leichtlebiger und frivoler Zeit gegeben hat wie die damalige. „Der Wohlstand wuchs mühelos, die Lasten blieben daneben die alten, drückten also weniger, der Wert des Daseins stieg, die Neigung, es zu genießen, pflanzte sich reizend fort. Die Geselligkeit erhielt eine Würze durch anregende neue Ideen, die, flüchtig erfaßt und flüchtig weitergegeben, nur zur Unterhaltung dienten, nicht befruchtend auf das praktische Leben wirkten. Gesellschaftliche Politur, geistreichelndes Dilettantentum, ein leichter Rationalismus standen im Flore. Große Selbstgerechtigkeit machte sich breit, und aus dieser, dem Kultus des Individuums, der Aufklärung, dem Sinne für Lebensgenuß, keimte am Ende eine alles beherrschende Selbstsucht empor.“ Der Gemeinsinn ging verloren, ebenso jede gesunde Leidenschaft, jede kräftige Einseitigkeit, jede warme Vaterlandsliebe. Das Staatsinteresse, dem zu Friedrichs Zeiten alles geopfert worden war, galt nur noch wenig, und namentlich die Armee wurde das Stiefkind des Vaterlandes.

Auch sonst litt die letztere schwer von den bezeichneten Fehlern des Zeitgeistes. Die Isolirung, welche das öffentliche Leben durchdrang, griff auch hier um sich. Die fremden Elemente, die man nach den Verlusten des siebenjährigen Krieges in das Heer aufgenommen hatte, waren schon eine starke Störung der Homogenität; jetzt wurde die Kameradschaft auch durch die Verschiedenartigkeit der Lebensweise beeinträchtigt. Die reichen Offiziere genossen wie alle Welt, was ihnen beschieden war, und nahmen Teil an der feinen, geistig regen, wenn auch oberflächlichen Geselligkeit, die große Zahl der unbemittelten lebte neben ihnen kärglich und hatte Mühe, sich durchzuschlagen. Nur im Dienst, bei Re-

vien und Manövern sowie bei Festessen, wo der Chef die Kouverts für die Subalternen bezahlte, wurde die Gleichheit äußerlich hergestellt und die innere Verschiedenheit von der Uniform bedeckt. Als der allgemeine Schiffbruch eintrat, erschien sie in erschreckender Weise. Echte Kameradschaft, die Freud und Leid teilt, war verschwunden, jeder sorgte nur für sich selbst.

Noch gedrückter als das gesellschaftliche Leben der meisten Offiziere war das dienstliche. Nach Friedrichs Tode hatte man in der Armee durchaus nicht unthätig bleiben wollen und die äußeren Anforderungen an den Soldaten jedes Jahr höher geschraubt. Immer glatter, künstlerisch vollendeter verliefen die Bewegungen, immer mehr Schwierigkeiten wurden überwunden. Dabei sollte die Armee außerhalb ihrer Kreise um keinen Preis Anlaß zur Unzufriedenheit geben, dem Bürger und dem Bauern in keiner Beziehung beschwerlich fallen, nirgends Klagen hervorrufen. Wiederholt ermahnte Müllendorf die Wachen und Posten, bei Ausläufen mit Glimpf und Gelassenheit zu verfahren und wenn gelinde Mittel nicht helfen sollten, „mäßige Strenge“ anzuwenden, den verhafteten Excedenten aber „schlechterdings nicht übel zu behandeln,“ vielmehr müßte ihm „gebührenderweise begegnet werden.“ Ganze Truppenteile mußten sich von den Dorfschulzen Zeugnisse über ihre gute Aufführung ausstellen lassen. In Breslau war 1793 ein ungarischer Schneidergesell wegen eines Verstoßes gegen die Zunftordnung ausgewiesen worden. Die biedern und würdigen Kollegen desselben nahmen das übel, erregten, von andern Gewerken unterstützt, Unruhen in der Stadt, zerstörten das Haus des Polizeichefs, befreiten Verhaftete und verhöhnnten die schließlich herbeigerufenen Truppen, die endlich, um den Aufruhr nicht wachsen zu lassen, Feuer geben mußten. „Trotzdem wurde der Polizeichef beseitigt, den Tumultuanten Straflosigkeit zugesichert, die Begräbnisse der Erschossenen fanden unter Begleitung von Militärmusik statt. Um die Herren Gefellen mit Behörden und Militär zu versöhnen, mußte dann auf Befehl des Ministers Hohn der Kammerreferendarius Graf Kameke mit dem wieder zurückgeholt und durch einen Regimentsadjutanten geleiteten ungarischen Schneider vor allen Herbergen öffentlich Willkommen trinken. Kein Wunder, daß sich die Excesse nach drei Jahren wiederholten und nun strenge Strafen nötig wurden.“ Scharnhorst schrieb damals: „Wenn ein Offizier mit dem Bürger Streit bekommt und nicht gleich nachgiebt, wenn er gegen die Zivilobrigkeit einen kleinen Fehler macht, wenn er einmal mit den Studenten sich schlägt, mit einem Worte, wenn er einmal von der angeborenen und ihm zum Soldaten unentbehrlichen Heftigkeit des Temperaments sich etwas merken läßt, so wird er weit stärker als der Bürger bei gleichem Vergehen bestraft.“ Bei jeder Gelegenheit wurde der Armee angedeutet, daß sie das Gnadenbrot des Landes äße. Die Erzählungen von Schnöbheiten und Ausschreitungen junkerlichen Offiziersübermutes betreffen nur einen sehr kleinen Teil des Standes und sind zum Teil nicht einmal gut beglaubigt.

Während der Zivilist es für natürlich hielt, daß die Armee ihn im Kriege vor Schaden zu schützen habe, hatte die Staatsbehörde allen Glauben an ihr Recht, im allgemeinen Interesse in Privatverhältnisse einzugreifen, vollständig eingebüßt, und durch diese Zaghaftigkeit war die Armee gerade im eignen Lande und dem von Verbündeten unglaublich hilflos geworden. Die Dorfschulzen verweigerten dem gegen den Feind des Vaterlandes marschirenden Heere Quartiere, Fouragefahren und sogar den Mitgebrauch der Häckselmaschinen ihres Ortes. Bei den Gefechten in der Nähe von Schleiz und Saalfeld hatten die Pferde der Abteilung Hohenlohes keinen Hafer, in Jena auf der Staatskammer befand sich ein ziemlicher Vorrat davon, aber ehe sich man dessen bemächtigte, fragte man erst in Weimar an, ob man dürfe, und ehe die Antwort eintraf, war die Möglichkeit der Benutzung verloren gegangen. Ähnlich verfahren die Truppen bei Auerstädt. Vom Rückzuge erzählt Clausewitz als Augenzeuge: „Als am 16. Oktober, nachdem die Mannschaften schon den 14. und 15. nichts genossen hatten, die vollkommen ausgehungerten Truppen bei Kreuzen ankamen, schickte Prinz August von Preußen nach dem nahe gelegenen Dorfe, um für seine Grenadiere einige Lebensmittel zu holen. Die Bauern weigerten sich, ganz im Stile der Zeit, etwas herzugeben, es mußte Gewalt angewendet werden, und darüber entstand ein Zetergeschrei. Da ließ der alte Major von Kabiell von der Garde Clausewitz rufen, der des Prinzen Adjutant war, war ganz entrüstet über den Vorfall und bat dringend, dem Prinzen vorzustellen, daß ein solches Raubsystem in der preussischen Armee nicht üblich und dem Geiste derselben zuwider sei.“

Sehr unheilvoll wirkte neben allem andern, daß gerade die geschicktesten Köpfe den Krieg wie ein Spiel auffaßten, bei dem es mehr auf Nachdenken, Wissen, Kunst und Methode als auf Hauen, Stechen und Schießen ankomme, und wo die gesunde Leidenschaft keine, die „Humanität“ aber eine große Rolle spiele. „Die kaltsinnige, allen Enthusiasmus und aller Einfachheit entkleidete Lehre von der Kriegführung, welche sich die Epigonen Friedrichs des Großen zurechtlegten, hat viel gesündigt. Aber sie sproßte doch erst auf dem Boden, den der Geist der Zeit beackert und für solche Saat empfänglich gemacht hatte.“ Nicht ängstliche Überwachung der äußerlich schönen, willigen und braven Truppen, nicht strenge Disziplin, nicht unendliche Wiederholungen bei den Exercitien, nicht das Aufgeben aller Selbstständigkeit der Untergebenen konnten hier helfen, sondern eine gründliche Heeresreform, welche die praktische Verwertung der gesamten Volkskraft für den Kriegsdienst ins Auge faßte. Anfänge dazu fehlten nicht, aber Friedrich Wilhelm war zu ihrer Weiterentwicklung zu bescheiden, zu kritisch, er besaß zu wenig Selbstvertrauen, und „sein richtiger Verstand und scharfer Beobachtungsgeist wurden, wie Clausewitz sagt, von seinem unüberwindlichen Gange zum Zweifel nur in die Richtung der menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten getrieben, die er schnell entdeckte, und die seinen Mangel an Vertrauen zur Geringschätzung steigerten.“ So fand er denn auch in den Vor-

schlagen zur Heeresreform stets Mängel, und so suchte er vergebens nach dem Vollkommenen, das allen Anforderungen genügte. Zu wirksamen Reformen gehört aber, wie v. d. Goltz sehr richtig bemerkt, frische Einseitigkeit, da es sich dabei immer um menschliche Einrichtungen handelt, die unvollkommen sind wie alles Irdische. „Es gilt nicht, einem Ideale nachzutrachten, das chimärisch ist, weil immer an gebrechliche Dinge angeknüpft werden muß, sondern sich zur rechten Zeit für das minder Unvollkommene zu entscheiden und dies so auszubilden, daß es dem Unvollkommenen überlegen wird.“

Der König hatte wie sein unmittelbarer Vorgänger auf dem Throne das Unglück, größtenteils von Beratern umgeben zu sein, die als Schüler Friedrichs des Großen brauchbare Werkzeuge für einen kräftigen Willen, aber ohne Originalität und Selbständigkeit waren. Der Glanz der Erfolge Friedrichs verlieh ihnen mehr Verdienst und Ansehen, als ihrer Einsicht zukam. Friedrich Wilhelm III. selbst hatte zuviel Achtung vor ihnen, um ihnen gegenüber von seiner bedeutenden Begabung in Betreff militärischer Dinge Gebrauch zu machen. „Die Techniker und Theoretiker in Politik und Heerwesen tragen mehr Schuld daran, daß die alte Monarchie zu Grunde ging, als die Junker und verstockten Aristokraten.“

Aus zu großer Wertschätzung der Techniker ließ man Kommissionen über das Schicksal des Planes zur Reorganisation des Heeres entscheiden. Das würde in Betreff der Einzelheiten nützlich gewesen sein, falls der leitende Gedanke schon festgestellt gewesen wäre. Diesen der Begutachtung eines weiteren Kreises von Männern zu übergeben, war unrichtig, da die Summe der Gründe dagegen stets die Summe der Gründe dafür aufheben und zuletzt nichts geschehen wird. Wenn ferner alle Reformvorschläge mit dem Lobe der herrschenden Zustände begannen, so verhinderte dies, daß man sich überzeugte, wie dringend notwendig die gründliche Umgestaltung derselben war. „Verfolgt man die Vorlesungen, Denkschriften und Untersuchungen über den Gegenstand, so findet man, daß die meisten nach einem großen Aufwande von philosophischem Freimute, von unerforschener Wahrheitsliebe mit unendlichen Windungen taktvoll auf die Schlußfolgerungen hinauslentten, daß das Bestehende das beste, und die preussische Armee die vortrefflichste von allen sei.“ Die meisten Untersuchungen befreiligten sich einer milden Unparteilichkeit, und wenige bekannnten Farbe. So sehr man seinen Freimut betonte, hielt man doch vorsichtig mit seiner wahren Meinung zurück. Vorteile und Nachteile wurden so sorgsam und liebevoll abgewogen, daß man zuletzt sich fragen mußte, was der Verfasser denn eigentlich für besser hielt. So kam aus all diesem Bemühen, wie Clausewitz berichtet, „am Ende nichts heraus als die althergebrachte Meinung, daß im Felde alles darauf ankäme, mit Echelons zu avanciren.“ Der Verfasser unsrer Schrift aber faßt das zuletzt Gesagte in ein glücklich gewähltes Bild zusammen. „Die Armee gliedert sich einer altererbten Familienwaffe, die sorgsam bewahrt wurde, der man eine

Wunderwirkung nachsagte, und die man eifrig rühmte, damit kein Zweifel an ihrer Schärfe aufkomme oder man gar zu den Kosten einer Neubeschaffung genötigt werde. Im Frühling und im Herbst holte man sie hervor, putzte, rieb und säuberte sie mit Fleiß, und wenn sie hell in der Sonne blinkte, stellte man sie zufrieden wieder an ihren Ort und erklärte, sie sei noch immer die beste von der Welt und eine gründliche Untersuchung nicht nötig; eine solche könne wohl gar schaden, da das kunstvolle Werk bei der Handhabung und Bearbeitung durch einen ungeschickten Waffenschmied leicht auseinanderfallen könne."

Die falsche Pietät, welche die Reform des preussischen Heeres vor 1806 verzögerte, bis es zu spät war, entsprang zum guten Teile dem Gefühle, daß der Verbesserungsvorschlag einen Vorwurf für den Schöpfer des Alten einschliesse. Dem gegenüber ist zu betonen, daß jede Heeresverfassung mit den Mitteln, der Denkweise und den Gewohnheiten eines bestimmten Zeitalters zusammenhängt, und daß selbst die beste dieses nicht überdauern kann. Napoleon hat geäußert, man müsse alle zehn Jahre seine Taktik ändern. Vielleicht darf man hinzufügen: und seine Heeresverfassung alle dreißig oder fünfzig Jahre. Jene falsche Pietät war teilweise auch schuld, wenn die Preußen vor Jena ihren Gegner unterschätzten. Man hatte sich infolge der wohlgemeinten Deklamationen von der Trefflichkeit der Armee zuviel im Spiegel besehen und darüber den Blick für fremden Wert eingebüßt. Das Ansehen, dessen man sich seit dem siebenjährigen Kriege in ganz Europa und darüber hinaus erfreute, erschwerte die Selbsterkenntnis. Besonders der Sieg bei Roßbach hatte eine sehr geringe Meinung von der Kriegstüchtigkeit der Franzosen erzeugt, und die Feldzüge am Rheine hatten dieselbe scheinbar bestätigt. Jetzt erfuhr man, daß sie ein Irrtum war.

Und was war durch die Pietät gegen den großen König gewonnen worden? Man ahmte das Verfahren nach, das er bei Prag, Roßbach, Leuthen, Torgau beobachtet hatte, aber wir wissen jetzt aus seinen Schriften, daß er selbst später nicht mehr so, sondern anders zu handeln gedachte, daß er Fortschritte darüber hinaus gemacht hatte, daß er frühere Grundsätze für veraltet und nicht mehr anwendbar hielt. Die Führer der Preußen im Kriege von 1806 hätten, auf Erfahrung gestützt, ebenso denken sollen, aber in dieser Hinsicht war Friedrichs Geist aus dem Heere verschwunden. Er hatte bei all seiner Größe sich klug den Verhältnissen gefügt und sorgfältig den Wert der eignen Mittel an dem der gegnerischen erwogen. Als sich die österreichische Reiterei bei Mollwitz überlegen gezeigt hatte, nahm er ohne Verzug auf Hebung der seinigen Bedacht und schuf sie damit zur Siegerin um. Als die Stärke und Güte seines Fußvolks abgenommen hatte, gab er ihm eine vermehrte und verbesserte Artillerie zur Stütze. Seine Methode der geschlossenen Angriffe hatte große Menschenverluste zur Folge, und so beschloß er, in Zukunft mit dem ersten Treffen tirailierend vorzugehen. Das mangelte den Strategen und Taktikern von 1806. Statt zu verfahren, wie Friedrich ein halbes Jahrhundert früher verfahren war,

hätten sie sich bemühen sollen, am Feinde neues zu lernen, hätten sie darnach trachten sollen, zu erraten, was ein anderer Friedrich in der Zeit nach der großen Revolution gethan haben würde. Ein solcher hätte ohne Zweifel angesichts der französischen Konstriktion die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und den französischen Tirailleurs vor den Kolonnen preußische Schützenschwärme vor Linien entgegengestellt. „Wiederum darf man sagen: wenn sich die Armee in weitem Kreifen und mit mehr Offenheit an die Frage: wie wird es uns ergehen? gewagt hätte, so würde sich vielleicht auch jener neue Friedrich gefunden haben; gewiß wären Männer wie Scharnhorst, der auf dem richtigen Wege war, dadurch zu kühneren Schritten gefördert worden. Niemals werden, wo nicht ein großes, alles bewegendes Genie an der Spitze steht, reformatorische Ideen zur Entwicklung ihrer letzten Konsequenzen und zu voller Kraft gelangen ohne einen allgemeinen Gährungsprozeß. Sache des einzelnen entschlossenen Willens sind hingegen die Maßregeln, welche jener Prozeß als die zweckmäßigsten hat erkennen lassen. Es hätte nach des großen Königs Tode nicht gegolten, unter allen Umständen seinen Echelonangriff zu erhalten, wohl aber seine freie Art zu denken, die wahrhaft königliche Unabhängigkeit seines Urteils, die es verstand, zu rechter Stunde sich vom rein preußischen Standpunkte loszulösen und sich selbst und den Gegner mit ungetrübtem Blicke zu mustern. Das wäre die beste Art gewesen, das Andenken an die Thaten Friedrichs zu ehren. Die verkehrte Weise, in der dies geschah, schließt die Reihe der hier zu untersuchenden Ursachen ab.“

Der Verfasser entnimmt seiner an Taines vortreffliches Werk über Ursachen und Gang der Revolution von 1789 erinnernden Betrachtung der Katastrophe von 1806 und ihrer Vorgeschichte zwei beherzigenswerte Lehren, die wir mit einigen Kürzungen in seinen eignen Worten folgen lassen. „Die erste ist, daß die große Katastrophe nicht einer Armee begegnete, welche innerlich und äußerlich faul war, sondern daß sie ein im ganzen fleißiges, ordentliches, williges Heer betraf, welches gehörig gepuht, gestriegelt, gebürstet, überwacht und geübt wurde, in welchem man dachte, arbeitete, überlegte, distelte und schrieb wie nur jemals in einem Heere. . . Es ist keineswegs notwendig, daß der Verfall bis zu offener Verwahrlosung fortschreitet, ehe die Möglichkeit einer Niederlage eintritt; vielmehr kann diese auch einer Armee zustoßen, die treffliche Reviuen und Parademanöver macht, den strengsten Anforderungen an Exerzierausbildung genügt, schneller, prompter, exakter ist als andre, wenn sie darüber die natürlichen und nach den Umständen ewig wechselnden Bedingungen für den Erfolg im Kriege verkennt. Die zweite Lehre ist nicht minder wahr. In der schnellen Erhebung Preußens nach dem tiefen Falle liegt ein großer Trost. Aber leicht kann man sich dadurch verführen lassen, zu glauben, es habe eben nur des tiefen Falles bedurft, um die Kräfte zu wecken und in sechs Jahren ein siegreiches Heer entstehen zu lassen. Gewiß, die trüben Erfahrungen haben viel dazu ge-

than. Sie pflegen ja auch im Leben des Einzelnen die wirksamsten zu sein. Aber dennoch hätte sich unser Vaterland nimmermehr so schnell wie der Phönix aus der Asche erheben können, wäre nicht seit zwanzig Jahren eine innere geistige Bewegung vorangegangen, welche zwar vor der Katastrophe ohne genügenden praktischen Erfolg blieb, aber dennoch schon einen großen Teil des Heeres ergriff, und welcher der König weder fremd, noch grundsätzlich abhold war. Was in den Jahren 1808 bis 1813 im Heere durchgeführt wurde, das Krümpersystem, die Anbahnung der allgemeinen Wehrpflicht, die Entlassung der Ausländer, die veränderte, den Verhältnissen angepasste Fechtwaise, die Verjüngung, die andre Zusammensetzung, die erweiterte Bildung des Offizierskorps, die bessere Verwaltung, die Erleichterung der Lage der Armee, das waren lauter Dinge, über die seit zwei Jahrzehnten schon Promemoria über Promemoria geschrieben, Vortrag über Vortrag gehalten worden war. Wäre diese allmähliche Entwicklung nicht vorangegangen, so würden auch nach Jena die rettenden Gedanken nicht vom Himmel gefallen sein, um die Köpfe zu erleuchten. Sie mußten aus einem Gährungsprozesse hervorgehen, der seine Zeit verlangte, und dem man — dies sei zu Ehren der Braunschweig, Möllendorf, Röchel u. s. w. ein für allemal gesagt — zwar nicht gerade huldigte, den man aber doch bis auf die Auswüchse geschehen ließ. Die Geschichte lehrt, was unser thatkräftigster Gegner aus der neuesten Zeit [Gambetta ist gemeint] dem eignen Volke zugerufen hat: Stegreiferfolge giebt es nicht! Aber die Erfolge der Freiheitskriege waren auch keine solchen. Sie waren die Frucht nicht einer sechsjährigen, sondern einer sechsundzwanzigjährigen Arbeit, von der nur der erste größere Teil lange verborgen blieb. Napoleon allein würdigte ihn richtig und trieb daher die Preußen 1806 schon, vorzeitig, in die Entscheidung. Für alle Genossen im Heere, die jemals auf neue Gestaltungen hinarbeiten, ohne sogleich Erfolg zu sehen, liegt daher in den Erfahrungen der hier abgehandelten Zeit neben einer ernstern Mahnung zum Ausharren zugleich eine Beruhigung.“

Wir danken dem Verfasser für sein Buch, das eine ebenso gründliche als klare Beweisführung in Betreff dieser Lehren ist, und sind überzeugt, daß sie bei denen, welche über die Weiterentwicklung des preußischen, des deutschen Heeres zu entscheiden haben, allezeit ernster Beherzigung sicher sein werden.

